

In Budapest.

Interessante Mitteilungen eines Kriegsveteranens aus Ungarn.

R. u. R. Kriegsveteranier, Ende November.

Auf meiner Fahrt von nordlich nach den südlichen Kriegsschauplatz in ich jetzt wieder nach Budapest gekommen. Ost war in mir eine Vision jenes siederheissen Zustandes aufgelaufen, an dem ich die ungarische Hauptstadt zuletzt gesehen hatte. Ich war von Semlin gekommen, wo an der Donau und Save die ersten Schiffe dieses grossen Krieges losgegangen waren. Auf dem Donaudampfer waren mit der ersten Mobilisierung begegnet. Als ich über den Budapest Ring nach dem Bahnhof fuhr, strotzte der Wagen in den Massen der jungen Männer, die findend dem gleichen Ziele zustrebten. Überall hörte man die getragenen Klänge der ungarischen Hymne, des jungen Märcemarsches, des Kostjuthedes und der Macht am Rhein. Auf der Straße umarmten die Leute einander, wie wenn ihnen ein grosses Glück begegnet wäre. Als ich später durch die gesegneten Landstriche Nordungarns nach dem Schlachtfeld von Galizien fuhr, sah ich keinen der hundert Soldatenzüge, der nicht mit Blumen geschmückt gewesen wäre. Weit aus den anliegenden Dörfern waren die Frauen und Mädchen in ihrem farbigsten Sonntagsstaat herbeigelaufen, um die scheidenden Soldaten zu besichtigen und anzusehen. Es war, als ob sich dieses ganze Land dem Kriege hingegen hätte, mit allen Kräften einer praktischen Weidenschaft, die nur eine Idee beherzende große Idee zu erzeugen vermag.

Freude und Trauer sind feither in zudendem Masse über die Stadt Budapest hinweggegangen, und es ist, als ob mit den herfürlichen Reiben, die von der Donau gegen die alte Königstadt Wien aufstiegen, sich auch ein leiser Schatten über ganz Budapest lagerte. Der Rarm der Straße ist oft bis zur völligen Stille abgedämpft, ein ruhiger Ernst scheint über den Menschen und den Dingen in dieser Stadt zu liegen, die wir für ewig jung hielten, und die man doch älter geworden ist. Wie leicht, weil man nur wenige junge Männer auf den Straßen sieht, vielleicht auch, weil überall der Blick auf Dinge fällt, die uns an den Ernst der Zeit erinnern. In den Schaufenstern verge von Wollschaden, schweren Schuhen, Waffen, Kriegsspielen, Tropfen, vom Feinde erbeutet, so russische Gewehre und Soldatenmützen, Patronenmagazine mit den feingespitzten Geschossen, blühende Schrammhelme, Päckchen mit Viebesgaben, Geldbüchsen mit dem roten Kreuz, und überall an den Strahenden Männer und Frauen, die Zeitungen verkaufen und die Schlachten zu Wasser und Lande, die Toten, Verwundeten und Gefangenen mit schriller Stimme anstufen. Es ist offenbar, daß in dem Sinn und Trachten der Menschen nichts mehr Platz findet als der Krieg. Freilich, es ist nicht mehr der wilde Rausch der ersten Kriegstage, aber es ist ein besseres tiefes Empfinden: Der bewusste Ernst, den eine schwere Zeit über die Menschen gebracht hat. Wir gewinnen aber darum diese schöne Stadt von neuem lieb, gerade weil sie anders geworden ist. Jetzt erst erkennen wir vielleicht ihr inneres Wesen, die heroische Schönheit ihrer Bauten und Denkmäler, die Vergangenheit dieses temperamentvollen kriegerischen Volkes und seine Sendung für die Zukunft.

Die Söhne Ungarns kämpfen und bluten im Norden und im Süden der Monarchie. Ihnen und den deutschen Truppen der österreichischen Alpenländer begegneten wir in Galizien immer in der vordersten Linie, in allen Orten, wo sich Entschcheidungen vorbereiteten. Der Krieg gegen die Serben wird in Ungarn überhaupt nur der „ungarische Krieg“ genannt. Ein alter historischer Haß ist hier die Kriebsbegegnung, wie ja auch der Haß seit 1848 als ein Erbfeind der ungarischen Nation betrachtet wird. In den Forts von Regens sind wir grauobärtige ungarische Landkrieger zusammen mit Tiroler Landeshütern. Sie haben hervorragenden Anteil an der Verteidigung der Festung gehabt. In Serbien sind die Sturmangriffe der „Batas“, wie man die fernmagarischen Soldaten nennt, von den Serben am meisten gefürchtet. In manchen Gefechten im Norden und im Süden hat die tollkühne Tapferkeit der ungarischen Soldaten den Ausschlag gegeben. Freilich hat die rückwärtige Verdrängung der Gefahr manchen ungarischen Regimentern schwere Verluste gebracht, und schon zu Beginn des Krieges mußte den Südkrieg verbotten werden, Schützengräben zu attackieren. Ganz besonders hat sich der ungarische Landsturm bei Verteidigung der Karpatenpässe be-

währt. In den bedrohten Ostschiffen Nordungarns griffen Greife und Kinder zu den Waffen, um dem einbrechenden Feinde entgegenzutreten und ihn vom Boden der Heimat zu vertreiben. Wie seine Söhne im Felde, so arbeitete auch das ganze Land unermüdet im Geiste seiner Kämpfer an der Front nur zu ihrem Wohle. Wir hatten in Budapest Gelegenheit, die großartigen Organisationen zu sehen, die für die Pflege der Verwundeten wirkten. Eins der Hospitäler, das die Budapest Bank in einer eben fertig gewordenen riesigen elektrotechnischen Fabrik errichtet haben, dürfte wohl durch die Vollkommenheit seiner Einrichtungen in der ganzen Welt Bewunderung erregen. Es bietet für mehrere Tausende Schwerverwundete Raum, die mit Schiff oder Eisenbahn bis vor das Tor der Musterantial gebracht werden. Die Schiffahrtsgesellschaften haben eigene Spitalfahrzeuge ausgerüstet, schwimmende Sanitätsstationen, die die Verwundeten nahe dem Kriegsschauplatz aufnehmen und nach Budapest bringen. Immer neue Zuspulse für die Verwundetenpflege gibt in Ungarn die Erzherzogin Augusta, Gemahlin des „ungarischen“ Erzherzogs Joseph, der selbst auf dem südlichen Kriegsschauplatz im Felde steht. Diese zielbewusste und lebenswürdige Prinzessin geniest die Liebe ganz Ungarns. In Budapest ist auch eine der unermüdbarsten Mütter dieses Krieges; eine Konterven- und Munitionsfabrik. Hier werden täglich an tausend Säcken zu Schiffsanforderungen verarbeitet und zugleich der Munitionsvorrat der kämpfenden Armeen durch Tag und Nacht andauernde Arbeit ergänzt. 15,000 Arbeiter sind hier beschäftigt. Ein Gang durch diese Fabriken, in der von der Gewehrpatrone bis zur 30 Centimeter - Granate alle Geschosse erzeugt werden, die Meer und Flotte brauchen zeigte uns erst, wie ungelassener die Massen an Munition sind, die in diesem Kriege verbraucht werden und damit auch, wie wenige Augenblicke eigentlich treffen. Sie zeigte uns aber auch, mit welcher unermüdbaren Sorgfalt an jedem einzelnen der verderbenbringenden Geschosse gearbeitet wird, und welche ungeheuren Summen an Geist, Geld und Arbeit eine moderne Schlacht kostet. Ein sonderbarer Anblick ist, wenn man durch die Arbeitsäle der Geschosfabrik geht und an langen Tischen Hunderte von Mädchen und Frauen sitzen sieht, die mit gleichgültiger Miene die Schrapnell- und Granatmützen möchte; diese Arbeiterinnen denken oft an die Soldaten in der Ferne, die einst diese blassen, blühenden, knallenden Dinger gegen den Feind schleudern sollen. In jeden Versuch geben sie aus ihren kleinen Erparnissen eine Liebesgabe: ein Paar Cigaretten, eine Cigarre, ein Täfelchen Schokolade. Während sie still dastehen und mit bedehenden Fingern den verderblichen Geschoss den schrecklichen Inhalt geben und es dann zu spiegelndem Glanz polieren, denken sie an die frohe Ueberreicherung des Kanoniers, der im Donner der Schlachten den Verdrück öffnet und die heiserstehe, langentbehrt Cigarette findet. Ich finde das reizend, den diesen ungarischen Schrapnell- und Granatmädchen. M. Müller.

Merke! Kriegserlebnisse.

Ein Feldpostbrief des Hauptmanns M. S.

„Unser engerer Verband war, zwei Bataillone stark, mit anderen Truppen südlich W. in Bereitschaft. Es ist dies ein herrlich auf weichen sichtbarer Bergeshöhe gelegenes Städtchen, einst ein Jdöll auch im Innern, jetzt ein überreicher, da und dort noch qualmender Trümmerhaufen, von Franzosen und Deutschen wiederholt beschossen. Vor uns tobte die Schlacht. Ein Regiment nach dem anderen war in dem unheilvollen Wald verschunden. Die Wunde, das große Refektorium, aus dem diese Angriffsbewegung gespeist wurde, war denn auch den Franzosen höchst unbequem, und so dauerte es nicht lang, bis die Granaten vor, neben und hinter uns einschlugen. Aus dieser ungemüthlichen Lage wurden wir am vorgezeichneten Nachmittage durch den Befehl befreit, uns der Vorwärtsbewegung anzuschließen. Zugleich führten wir, daß in dem Wald sich noch Abteilungen und Gruppen versprengter Franzosen befanden, Befehl also geboten sei.

Daß die Franzosen auf die Bäume Maschinengewehre gebracht, daß deren vierzehn heute freih genommen worden, daß aber von allem einzelne Franzosen, besonders Turkos, noch immer in diesem dichten Waldgebüsch saßen, war den Mannschaften bekannt. So wars kein

Wunder, daß bald einer den Umriß eines Franzosen in einem Baum geahnte — und es war's auch, und verfahren, knallte es hundertfach gegen die Wipfel; es war mit einem Male ein unbeschreibliches Gosa. Nun — es wurde entwert; aber etwas recht schmerzhaft war nicht mehr gut zu machen; der Feind war. Denn noch vor sinkender Dämmerung sollten wir an einer bestimmten Stelle am jenseitigen Rand des Waldes stehen! Wir marschieren auf grundlosen Waldwegen vorwärts, so schnell wir vermögen, aber mühsam muß der Fuß bei jedem Schritt wieder aus dem tiefen, saßen Keim gezogen werden; so wird der Schritt langsamer und langsamer, der Atem schneller und schneller.

Endlich lichtet sich zwischen den Bäumen, jetzt waren wir wohl am Ziel? Wäre so, dann wars zeitig genug. Und wir waren streng nach der Karte marschirt, wohl zwanzig Offiziere hatten sorgfältig jeden Schritt kontrolliert. Aber wir hätten schon längst am Waldrand stehen müssen. Sollten wir irrtgegangen sein? Wir traten an den Waldrand heraus, fanden Patrouillen nach rechts und links — nichts von Truppen zu sehen und zu hören; das Kartenbild des Waldrandes stimmte nicht; das Wegnetz auf der Karte war falsch eingezeichnet, wie wir jetzt feststellten, und wie es uns später bestätigt wurde.

Also zurück, mindestens drei Viertelstunden. Aber schon fürchte das Tageslicht sich gelblich, als wir die Gewissheit bekamen, jetzt in der verlangten Richtung, aber offenbar noch nicht auf dem rechten Weg zu sein. Vor uns lag sich ein liebliches Bienenflächchen hin, etwa 100 Schritt breit, rechts und links in zartem Vogen sich zusammenschleudend und dem Durcheinander entziehend. Aber während wir bisher einen leiblichen Weg marschirt waren, führte weder über den Bienenflächchen ein Pfad weiter, noch sah sich jenseits im dichten Waldgebüsch eine Pforte auf. Jedenfalls mußte den Truppen kurze Rast genötigt werden, zumal dicht bei der Spitze eine Quelle ein klares, tiefes Wasserbeden liefte. Während wir uns an dem süßlichen Raß labten, sank die Dämmerung nieder. Aber gleichzeitig wurde es rechts und links, etwa 600 bis 1000 Meter entfernt, am jenseitigen Waldrand lebendig; schon konnten wir die Stellen in Folge der Schwingung des Bienenflächchens nicht, aber lebhaftes Infanterie- und Maschinengewehrfeuer tönte zu uns herüber. Offenbar war da ein Kampf im Gange; sollten wir, die diesen eingreifen? Nein, wir hatten den strengen Befehl, an den jenseitigen Waldrand durchzuziehen; auf ein Abenteuer dürfen sich unsere zwei Bataillone nicht einlassen. Wüßten auf Gott vertraut, und ohne Weg mitten zwischen den beiden Gefahren oder Gefechten in den Wald hinüber!

Trieben undurchdringliches Gestrüpp. Wohl eine Stunde mag der Eintritt in den Wald gedauert haben, denn er erfolgte in langer Reihe, einer hinter dem andern; wir alle hatten die Empfindung: wenn der Gegner eine einzige Patrouille von rechts oder von links vorstieße, sind wir verloren. Aber es kam keine — uns imso rätselhafter, als Patrouillen, nur 40-50 Meter rechts und links von uns angehoften wurden. So liehen wir alles auf sich beruhen und sogen lautlos unseres Weges. Wie hätte ich es für möglich gehalten, daß banerliche Infanterie so lautlos durch Waldgebüsch tapfen könnten.

Nun herrschte tiefe Nacht; bald sah man die Hand nicht mehr vor den Augen. Wir suchten uns wegzuführen, Hand in Hand hintereinander schritten. So ging's weiter, dann schied der Wald — der erste Wald — verperrt und vercamelt. Also Halt machen und den Morgen erwarten, war die trübselige Lösung.

Mitternacht zieht langsam, langsam vorüber. Wieder in einiger Entfernung an drei, vier Stellen rausendes Feuergefecht, dann Grabesstille. Blüßlich gereißt ein Schuß in unseren Reihen das Todesgeschrei. Einem Mann war die Sicherung seines eigenen Gewehres aufgegriffen; Handstreich. Wieder Grabesstille, wieder von Zeit zu Zeit jenes tolle Schnellfeuer im Wald. Stunde schleicht heran, Stunde schleicht davon; fünf Uhr zeigen uns die leuchtenden Zifferblätter. Schwach kann man neben sich die Umrisse von Bäumen unterscheiden. Wer gerade in Ermattung hingefallen ist, wird gewetzt; es ist die gefährlichste Zeit jetzt, vor Sonnenanfang. Schon kann man Bewegungen unterscheiden, läßt Wärme nicht mehr für Menschen. Nur auf Befehl eines Offiziers darf geschossen werden, ist die Lösung. Aber siehe — kriecht da nicht was heran? Nicht rot, was da an seinen Füßen herankriecht? Natürlich. An dem Moment denkt nicht an den Befehl, reißt kein Gewehr an die Waage — „Franzosen!“ — und schon knallt's, heraus die Schützengewehre: „Stoßen!“ Aber von

dort schießt's her. Wahrhaftig! Also doch Franzosen? Ein letzter Versuch. Die Offiziere pfeifen wie rasend, drillen unser „Stoßen!“ Es wird ruhig. Wir schreien wie aus einem Munde: „Wer ist da?“ „Bayern“, ertönt, aber sofort setzt das mahnwichtige Gefächter von neuem ein. „Neuern“ war statt Bayern verstanden worden, und den Leuten schien es aus unserem Munde zu kommen. So pfeiften hunderte deutscher Geschosse hin und her und manches traf. Die Offiziere suchten die Reihen entlang und rüttelten die Leute auf. Endlich, endlich trat Ruhe ein. Ein Wunder, wie wenig getroffen war, ein Zeichen, wie wenig Sinn es hat, zu schießen, ohne zielen zu können.

Eine Viertelstunde noch, dann ist es so weit Tag, daß wir den Marsch wieder aufnehmen können. Da wird dem Punkt nicht willen, an dem wir stehen, können wir die Richtung auf unser Ziel nur im allgemeinen aufnehmen. Aber siehe, es kommt uns wie von selbst eine Straße zwischen die Hügel und führt uns in der gewöhnlichen Richtung. Sicherung in uns und riefen: „Der Waldrand in Sicht“, neue Meldung trifft ein. „Etwa 200 Meter vor dem Walde schloß besetzte französische Schützengrabens.“ Wir lassen den Waldrand, wir lassen uns nach rechts und links. Da bringt, als die Sonne eben goldig emporkiegt, die eine Patrouille die Meldung: „50 Meter rechts von uns liegen die Bienenflächchen“, die andere Patrouille meldet: „100 Meter links von uns liegt das Schützengrabens unserer Brigade, das gestern selbständig verbrannt war.“ Der Anschlag war gesunden! Surra!

Was wir an diesem Tage sonst noch erlebt — das alles gehört nicht zu dieser Episode. Wohl aber, was wir auf diesem letzten Marsch sahen: in wach unbegreiflich gnädiger Weise wir getreten an unserem Verderben vorbeigekommen sind. Drei Wege führten in den umfassenen Waldteil jenseits des idyllischen Bienenflächchens; zwei an den beiden Ausgängen, einer in der Mitte. Diesen letzteren Weg aber hatten die Franzosen aus einem verheißenen Schützengrabens in nächster Bereich ihres Infanterie- und Maschinengewehrfeuers. Kein Zweifel, wären wir diese Straße gezogen: unsere Sicherungen hätten sie ruhig passieren lassen, zehn gegen eins war aber zu wetten, daß wir die Stellung nicht erreicht hätten, aber weggesetzt worden wären wie die Spreu vom Sturmwind, ehe wir nur die Gewehre an die Vaden gebracht hätten. So sonderbar geht's zuweilen im Kriege. Kann man aber das als noch Zufall nennen?

Ans Südamerika.

Das Glaubensbekenntnis eines Argentiniers deutscher Abkunft.

Dem Stuttgarter Neuen Tageblatt entnehmen wir das folgende „Glaubensbekenntnis“ eines jurgini in Deutschland weilenden Argentiniers: „Ich bin Argentinier, und bin stolz es zu sein. In meinen Adern fließt deutsches Blut. Ich liebe meine Heimat und bin stolz auf das Vaterland meiner Vorfahren. Ich glaube an deutsche Kultur. Ich bin in Deutschland, um mir deutsche Kultur anzueignen. Ich glaube an deutsche Liebe, an germanische Nächstenliebe, an die schwebende Vorfahrensfeier und ich schätze sie in ihrem ganzen Werte. In Italien bin ich gewesen, nachdem ich für kurze Zeit zwischen Deutschen leben, sie kennen und schätzen konnte. Ich bin wieder hier, weil ich mich in Deutschland so wohl wie in meiner Heimat fühle.

„Ich achte die belgische Vaterlandsverteidigung, aber ich verachte die belgischen verwilderten Massen. Ich verachte die russischen Barbaren und die überhebenden, die sich Erben nennt. Ich verachte die französische Eitelkeit und französische Leichtsin. Ich verachte das Banditenweh von Nikita.

„Freunde heiße ich solche, die sich auch in der Not als Freunde erweisen. Die anderen sind Feinde. Ich hasse die Engländer. Ich hasse die Engländer von ganzer Seele und verachte sie ihnen nie, daß sie 1870 so läun und frech waren und unser Land zu erobern versuchten. Sie wurden weggejagt, denn wir sind keine Vassallen. Wir sind und wollen selbständig sein! Ich verachte ihnen nie, daß sie unsere Malvineninseln (Falklandinseln) gestohlen haben. Banden! Besser verache ich, wie ich von diesen Strämlerleuten und dem Hausiererdolk denke. Ich sage nur, daß ich sie hasse von ganzem Herzen, und sage mit Napoleon: „Drauf!“ Ich verachte jene Willen-Söldner, die um Geld zu den Waffen greifen. Mit Geld verteidigt man das Vaterland nicht.

„Ich schätze die deutsche Vaterlandsliebe, Opferfreudigkeit und Tapferkeit, germanischen Selbennut, ritterliche Barmerzigkeit und Gnade. Ich bewundere sie. Ich bewundere deutsches Denken, deutsche Poesie. Ich habe stets Goethe, Schiller und Ch-

missio bei mir. Ich bewundere die deutsche und ungarische Kunst. Desio lieber habe ich sie, je besser ich sie kenne und verache. Wie ist die englische Kunst? Ich weiß es nicht. Ich habe sie nie gehört. Sie haben ja keine!

„Ich bin stolz auf die deutsche Tapferkeit, auf deutsche Waffenherrlichkeit. Unsere modernsten Schlachtschiffe sind keine englischen, keine französischen, keine russischen. Sie sind deutsche. Wir sind stolz, solche Waffen zu haben, solche Kriegsschiffe zu besitzen.

„Ich rühme die deutsch-österreichisch-ungarische Treue. Von ganzem Herzen, von ganzer Seele hoffe und glaube ich an ihren Sieg!

„Ich liebe meine Heimat. Ich liebe das deutsche Wesen, das deutsche Volk!

„Hoch Deutschland über England! Heil dir im Siegerkranz. Enrique Lepold.“

Kriegsaberglaufe.

Er ist auch heute noch nicht aus der Welt geschafft.

Der Krieg hat dem Uberglauben stets eine besonders günstige Grundlage gegeben. Da die bisherigen Grundlagen des Lebens wegfielen, hielt man sich an geheimnisvolle Mächte, die über das Dasein des Menschen verfügten, und die Glück oder Unglück verhängen, je nachdem man sie zu gewinnen suchte. Davon waren selbst hochgebildete Naturen nicht ausgenommen, die manchmal den tiefsten Uberglauben mit dem gemeinen Soldaten teilten. In alten Zeiten wurden Schlachten verloren, weil Feldherren sich nicht entschließen konnten, einen lange vorbereiteten und ausföhrlichen Angriff durchzuführen in dem Augenblick, als eine Sonnen- und Mondfinsternis eintrat. Erscheinungen, die sich dem Feldherren in wichtigen Stunden zeigten, und die Glück oder Unglück bedeuteten, werden noch von modernen Heerführern berichtet. So der rote Mann, der Napoleon vor jeder großen Schlacht erschienen sein soll, und der ihm am Abend vor der Schlacht bei Leipzig seinen Untergang ankündigte.

Und man glaube nicht, daß im Zeitalter des Telephons und der Maschinengewehre der Uberglaube aufgehört hat. Von dem Fortschritt der Wissenschaft in dieser Beziehung kann man immer nur eine sehr bescheidene Meinung hegen, davon gab der Kommet, den wir im Anfang des vorigen Jahres hatten, einen deutlichen Beweis. Was konnte man damals selbst von geistlichen Reuten für Unglücksprophezeiungen hören, für Berechnungen der irdischen Möglichkeiten, wenn der Kommet mit der Erde zusammenstieße! Sie sprachen in sportlichen oder ironischen Töne davon, aber im Innern hat eine ganze Anzahl an das letzte Ereignis geglaubt.

Außerdem gibt es nun natürlich viele, die diesen Kommeten für den Weltkrieg verantwortlich machen, und die an den Kommeten des Jahres 1811 und den Ausbruch des großen Krieges von 1812 denken. Wenn man sie daran erinnert, daß es auch manche Kommetenjähre gegeben hat, denen jahrelanger Frieden folgte, so bleibt meistens die Antwort aus. Aber der Kommet, der Bummel und Bagabund im Himmelsraum, ist stets als ein verächtlicher und unheilbringender Geselle angesehen worden. Das war schon im Dreißigjährigen Kriege der Fall, wo der allgemeine Uberglaube die Himmelserscheinungen ja überhaupt viel härter für Kriegserregnisse heranzog. Die Menschheit hielt damals ihre Angelegenheiten für so wichtig, daß man glaubte, die Taten des Himmels richteten sich, weil Gustav Adolf oder Wallenstein mit je dreißig- oder vierzigtausend Mann gegeneinander anrückten. Da der Himmelskörper überhaupt nicht viel mehr Planeten betrachtet wurde als heute, so sahen viele befähigt feurige Erscheinungen am Himmel.

Von einer solchen berichtet (ohne ihr Glauben beizubehalten) der berühmte Astronom Kepler, dem ein Freund aus Strögburg geschrieben hatte, wie man am Himmel nächstherweise das Bild einer Schlacht mit sich kämpfenden Heerhaufen, Kössen und Kanonen erblickt habe. Aber der große Völkerschlag in der Ebene von Sbalons (den katalanischen Feldern), wo die Wut der Kämpfenden so groß war, daß selbst die Geister der Gefallenen sich in den Lüften weiter bekämpften. Der ganz persönliche Uberglaube des einzelnen Soldaten hat sich besonders bei längeren Kriegen immer herausgebildet, auch da ist der große Dreißigjährige Krieg unsere erste wichtige Fundgrube. Man glaube auch da nicht, daß sich die Menschheit so besonders verändert! In deutschen Gefechtsberichten werden heute Annette um Schuß der Soldaten verkauft, gerade wie vor dreißig Jahren. Der erste Uberglaube des Soldaten richtet sich natürlich auf die Leute, die aus ihm unbekanntem Grunde scheinbar verwundbar sind. Im Mittelalter und im Dreißigjährigen Kriege glaubte man, der Teufel stellte seinen Schützlingen dafür eine bestimmte

Germany Defended by Prof. Fullerton

Great Britain's Sea Power Holds a Threat Over Every Nation of the Globe, and it's "Navalism" Forced the War Upon the Peace-Loving German Nation.

Prof. George Stuart Fullerton of the Department of Philosophy of Columbia University, now Honorary Exchange Professor in the University of Vienna, has written a pamphlet entitled "Why the German Nation should not be allowed to attempt to make clear, as an American to Americans, the reasons and justice of Germany's entry into the war, and to prove that the people of this country would have acted in the same way if the United States were geographically beset by the same dangers from abroad as was Germany."

Prof. Fullerton explains at the start that he is an American without a drop of German blood in his veins and cannot, therefore, be suspected of the partiality that characterizes the German-American. His family, he adds, has been American as long as there has been an American nation. But he professes to have a thorough knowledge of German conditions and sentiment, from thirty years of study of Germany's science, literature, and political and economic development, and acquaintance with many leading persons in political and private life. Especially, he says, was he able to judge of the German sentiment by personal observation in the streets during the month of August, when the mobilization took place.

"I say without hesitation that no class, either in Germany or Austria, desired to precipitate this terrible war," he says. "Peace was desired, and earnestly desired, for economic reasons. But war was forced upon both nations. That the war came just when it did may be regarded as an accident, for the war was sure to come in any case."

A Peace-Loving People. "The Germans are a peace-loving people. We Americans know that there is no element in our own population more orderly, industrious, and law-abiding than the German element. The German in Germany has the same characteristics. The land is an orderly land, and the population is enlightened, disciplined, and educated to respect the law. The rights of even the humblest are generously guarded. The courts are just."

"Yet this orderly and peace-loving people, a people which has not only loved peace, but has for more than forty years kept the peace, while other nations carried on wars, has gone to war against what seemed at first to be an overwhelming odds; and the rising has been not that of a class, but of a nation. Neither the Emperor nor the government nor the officers in the army and the navy are responsible for the public sentiment which makes this movement in Germany a national uprising. In the past three months I have not met with a German of any class, who has not the highest to the lowest, who has not been heard and seen for the war. I have heard no laments from those who have sent their sons; I have heard no criticism of their country from those who have been bereaved, and I know many such."

Prof. Fullerton asks Americans to imagine the United States for a time differently situated geographically, with peaceful Canada and weak Mexico replaced by two strong and martial nations, one, like Russia, vast and powerful, with a constantly manifested tendency to territorial spread and growth at the expense of its neighbors; the other, like France, impelled by a self-confessed spirit of revenge and hankering for nearly half a century to regain its lost provinces from its neighbors. Then, he continues, another power should be imagined, capable of controlling all our outlets to the sea (taking it for granted that our present wide stretch of shore on both oceans were non-existent and that instead we had but limited access to the sea, as has Germany).

"How would we Americans accept such a situation?" he asks. "Would we humbly declare our readiness to step out of the race for industrial success, or to ask permission of an-

other power for access to the trade routes of the world? I know my Americans, and such questions strike me as broadly humorous.

As to Militarism. "In this paper, I have no other aim than to set the Americans in the place of the German. Militarism, which the German regards as only a somewhat offensive name for his necessary preparation to repel very real dangers, a legitimate measure of self-defense, has not hampered Germany a tithe as much as she was hampered in the past, when she was not in a position to defend herself. Militarism is undoubtedly a burden, but it has not prevented Germany from cultivating successfully the sciences and arts, to the great benefit of humanity; from initiating and carrying out social reforms which insure to all classes of her population an equal measure of well-being; from developing her internal resources and building up her foreign commerce in a way that has made her a rich nation. Militarism may be a crushing burden, abstractly considered, but it has not crushed Germany, and, to the German, that is a consideration which deserves to be weighed.

"We are all influenced by the constant repetition of a catch-word. Americans have heard so much of German militarism, largely from certain foreign sources, that it would be surprising if some of them were not deluded into believing that Germany is the only European nation with a large army. Yet Russia has a larger army, and for years has been using it for aggression. France, with a much smaller population than Germany, has an army approximately the same size, and, hence, may, with much greater justice than Germany, be accused of militarism.

"And Great Britain has the exact equivalent of an immense army—she has a colossal fleet, which she keeps up at an enormous expense to herself, and which she increases from time to time, with the avowed purpose of allowing no nation to dispute with her the control of the sea, that great common highway of the world, over which all may pass, but which no nation may possess. How formidable this equivalent for a great army may be to other nations has been made clear in the present crisis. There is no nation in Europe that can, without asking England's permission, sail into the Atlantic, pass the Straits of Gibraltar, make use of the Mediterranean, or reach Asia by way of the Suez Canal. The public highway has by a single nation been fenced in and made private property.

"Navalism" of the British. "It is a pity that the word navalism is not good English, for that which it exactly describes has been peculiarly English for a century. Navalism can be a more serious menace than militarism, for the latter threatens chiefly one's more immediate neighbors. Navalism holds a threat over every nation on the face of the globe.

"We are neutral, but we have a right to know the truth about Central Europe. It is not right that we should be kept in ignorance, or led, through misrepresentations, to condemn in haste nations, with which we stand in friendly relations. When we see a great nation of some seventy millions, a nation highly civilized, wealthy and cultivated, a nation well aware that it can prosper as few others, if it be allowed to exercise its industries in peace—when we see such a nation go to war against powerful odds, risking its very existence in the struggle, we must be shallow, indeed, if we suppose that its whole population, a naturally peaceable and orderly population, has either gone mad or lapsed into barbarism. We must stand before an unsolved problem until we attain to information and comprehension.

"Let the American forget the conditions under which he himself lives. Let him think himself into the situation of the German. Then let him ask himself what, under the circumstances, he would do."

Salbe zur Verfügung, die, wenn man den Körper damit überzieht, gegen die Hitze oder die Kälte, freilich nicht man für diese Salbe mit seiner Seele zahlen. Man nannte das die Ingolfstädter oder Passauer Kunst, und hochschätzende Persönlichkeiten wie Wallenstein wurden als mit ihr vertraut bezeichnet. Den Anlaß zu diesem Glauben mögen wohl verborgene Panzerhemden gegeben haben, die solche Personen trugen, ohne daß ihre Umgebung es wußte.

Es gibt auch heute noch eine Anzahl Leute, die auf irgend eine Weise „selb“ zu werden wünschen und dazu abergläubische Mittel anwenden. Daß der Soldat an bestimmte glückbringende Tage und Stunden glaubt, ist sicher, und diesen Umständen mögen die Wochentage und Jahrszeiten, die in unsern großen Städten ihr Wesen treiben, aus, manchmal in nicht einwandfreier Weise; denn Prophezeiungen im glücklichen oder unglücklichen Sinne, die allgemein umlaufen, beeinflussen die Volkstimmung immer.

Eine förmliche Epidemie von Winddarmenitungen ist — wenn es so etwas geben würde — in der Familie des Farmers Bernhard Meyer von Weist Greenbush, Wis., ausgebrochen. Seine Tochter Berna, welche eben deshalb im dortigen Hospital operiert wurde, ist verwundbar. Im Mittelalter und im Dreißigjährigen Kriege glaubte man, der Teufel stellte seinen Schützlingen dafür eine bestimmte

Auf dem Dampfer „Minnewata“ von der Atlantik Trans- port-Linie, welcher dieser Tage von London in New York eintraf, kam Herr Robert Herz, ein Deutscher, der als Leberhändler in Ost-Bohla in Brasilien ansässig ist, herüber, um seinem in Newark, N. J., gleichfalls im Lebergeschäft tätigen Oheim Max Herz einen Besuch abzustatten. Robert Herz hatte sich bald nach Ausbruch des Krieges nach England begeben mit der Absicht, nach Deutschland zu gehen. Die Briten machten ihm zwar einen Strich durch diese Rechnung, waren aber immerhin anständig genug, ihm einen Paß nach New York auszustellen, nachdem sie sich peinlich genau davon überzeugt hatten, daß Herr Herz nicht beabsichtigte, für Deutschland zu kämpfen.

Die ursprüngliche Farbe des Skarierensvogels ist grün mit grau-blau und schwarz gezeichnet.

Die Perser geben der männlichen Balme und dem Kamelhengst denselben Namen „Mär“.

Ein vollständig ausgerüsteter Feldzugsoldat trägt etwa 70 Pfund mit sich herum. Der gepaarte Tornister wiegt ungefähr 50 Pfund, das Gewehr acht Pfund. Der mit Munition gefüllte Brotbeutel, die Patronentasche, die Feldflasche, die beiden Ausrüstungsgegenstände machen das übrige Gewicht aus.